

Vom Umgang mit der Geschichte der Psychiatrie und NS-Euthanasie, über Möglichkeiten und Grenzen des Lernens und Gedenkens

Lisa Noggler:

Lernen (und Gedenken?) mithilfe eines Perspektivenwechsels am Beispiel einer Wanderausstellung zum Thema Psychiatrie

„Wann vergeht Vergangenheit?“

Diese Frage titelte DIE ZEIT vom 30. August 2012 – und stand für eine Artikelserie über den Umgang mit Schuld am Holocaust heute, drei Generationen später in Deutschland. Die Frage wäre für Österreich um nichts weniger brisant – vor allem im Hinblick auf die erst verspätet eingesetzte Aufarbeitung des Nationalsozialismus und die österreichische Erinnerungskultur, sich lange als erstes Opfer der NS-Zeit zu sehen.

Die Frage hat mich jedoch in Bezug auf unseren heutigen Diskussionstag dazu motiviert, noch einmal jene Grundhaltung an den Anfang dieses Vortrags zu stellen, die einem „Lernen“ und „Gedenken“ in Bezug auf ein diffiziles Thema wie Psychiatriegeschichte zugrunde liegt:

„Wann vergeht Vergangenheit?“

Gerade hinsichtlich der Psychiatriegeschichte gibt es viele Aspekte, deren Aufarbeitung wesentlich ist, und ein „genaues Hinschauen“ erfordert, um kollektiven Vorstellungen, die über diese Thematik heute noch herrschen, zu begegnen und sie zu modifizieren. Eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Psychiatrie hat Auswirkungen auf unsere Erinnerungskultur, auf die heutige (und zukünftige) Betrachtung und Interpretation unserer Vergangenheit, und vor allem auf die gegenwärtige Art und Weise, wie wir individuell und kollektiv mit den „Schwächsten“, mit den als krank diagnostizierten Menschen unserer Gesellschaft umgehen und wie wir über sie urteilen. Der Umgang mit „Randgruppen“, mit den Schwächsten ist ein Gradmesser, wie es um eine Gesellschaft bestellt ist und hält so einen Spiegel vor, in den es zu jeder Zeit zu schauen gilt.

„Hall einfach“ (im Sinne von „ohne Rückfahrkarte“) oder „Du kommst nach Pergine“ – diese Sätze sind heute noch gegenwärtig in unserem Sprachgebrauch. Sie verweisen nicht zuletzt darauf, dass jede und jeder mit dem Thema Psychiatrie „etwas“ verbindet. Auch heute noch tendiert unsere Gesellschaft dazu, diesen und ähnlichen Themen aus dem Weg zu gehen – Lernen und Gedenken kann aber nur bei bewusster Aufarbeitung ansetzen. So gesehen, „vergeht Vergangenheit nie“.

Im folgenden werde ich versuchen, am Beispiel der Wanderausstellung „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten. Zur Geschichte der Psychiatrie in Tirol, Südtirol und im Trentino.“ unseren Ansatz hinsichtlich des Lernens und Gedenkens vorzustellen, und die Erfahrungen aus den letzten eineinhalb Jahren der Wanderschaft einfließen lassen.

Kuratorische und szenografische Gedanken

Die Ausstellung „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten“ ist im Rahmen eines interdisziplinären universitären Forschungsprojektes zur Geschichte der Psychiatrie im historischen Tirol entstanden. Im Mittelpunkt der Forschung standen (und stehen) dabei die Krankenakten in den psychiatrischen Einrichtungen Hall, Pergine und der Neurologischen Abteilung der Universitätsklinik Innsbruck. Diese Akten erfuhren zum ersten Mal eine breite Bearbeitung, die noch lange nicht abgeschlossen ist. Erklärtes Ziel war von Beginn an die Vermittlung der wissenschaftlichen Erkenntnisse an eine breite Öffentlichkeit. Dafür wurden verschiedenste Formate gewählt: eine Homepage, eine zweisprachige Publikation, ein Film über die Pflege in Psychiatrischen Einrichtungen, eine Wanderausstellung – und als noch zu verwirklichendes Ziel, die Schaffung eines Lern- und Gedenkortes im Landeskrankenhaus Hall auf Grundlage des erarbeiteten Ausstellungskonzeptes.

Das Vermittlungsprojekt, finanziert als Interregprojekt IV, konnte auf eine breite Basis wissenschaftlicher Vorarbeiten zurückgreifen, die im Umfeld vor allem der Universität Innsbruck (Institut für Geschichte und Ethnologie und Institut für Erziehungswissenschaft) aber auch von der Fondazione dell' Museo Storico dell' Trentino mit Blick auf Pergine und „von Geschichte und Region“ und dem Südtiroler Landesarchiv entstanden sind (Leitungsteam: Maria Heidegger, Siglinde Clementi, Elisabeth Dietrich-Daum, Hermann Kuprian, Michaela Ralser; wissenschaftliches Team: Angela Griesenböck, Sabine Mirrione, Andreas Oberhofer, Oliver Seifert, Anselmo Vilardi).

Die Ausstellung legte mit seinen Forschungen einen speziellen Fokus auf die Psychiatriegeschichte, nämlich auf die Sicht der betroffenen Patientinnen und Patienten: Über den öffentlichen Diskurs und die Entwicklung der Psychiatrie als medizinische Disziplin und Institution ist schon vieles bekannt. Die Sicht der betroffenen Patientinnen und Patienten allerdings ist erst in der jüngeren sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung eingehender thematisiert worden – im Rahmen einer Wanderausstellung aber wurde sie bislang noch nie gezeigt.

Um diese Perspektive sichtbar zu machen, ging es darum, dem Ausstellungspublikum eine neue Rezeption des Themas zu ermöglichen. Es sollte explizit nicht AUS der PatientInnen-Perspektive erzählt, sondern deren Perspektive in das bisherige Wissen über regionale Psychiatriegeschichte eingefügt werden, gleichsam als „Gegenerzählung“ zu großen Narrationen wie zum Beispiel der Institutionengeschichte oder der Medizingeschichte.

Die Perspektive der Betroffenen zu zeigen, war aus Sicht der Kuratorinnen und SzenografInnen (Lisa Noggler, Celia Di Pauli, Eric Sidoroff) verlockend, weil sich dadurch die Möglichkeit ergibt, die Besucherinnen und Besucher sehr unmittelbar anzusprechen – und läuft gleichzeitig aber Gefahr, dass die Perspektive der Betroffenen überhandnimmt, was eine Rezeption ausschließlich auf der emotionalen Ebene zur Folge haben kann. Die empathische Einbindung in die Lebensgeschichte einer Person musste daher unbedingt kontextualisiert werden, also die Rückkoppelung, auf die so genannten großen Erzählungen zur Folge haben. (Eine Gratwanderung, die heute Nachmittag beim Workshop in der Ausstellung auch Thema sein wird.)

Das Format der Wanderausstellung als Möglichkeit, viele Menschen an unterschiedlichen Orten zu erreichen, stellte eine zusätzliche Herausforderung dar, sollte doch szenografisch ein „Ort“ entstehen, der auch an „Unorten“ die Einladung ausspricht, sich mit einem diffizilen Thema auseinanderzusetzen. Zudem waren uns die Grenzen hinsichtlich des Gedenkens aufgrund dieses Formats bewusst. Ein Verstehen, ein Lernen und auch noch die Anregung zum Erinnern und zur Rekonstruktion eigener familiärer Geschichten kann die Wanderausstellung leisten. Das Gedenken würde unserer Konzeption nach Aufgabe jenes zu planenden Ortes in Hall sein.

Im Entstehungsprozess der Ausstellung wurde daher intensiv über das Format „Wanderausstellung“ sowie die kuratorischen und szenografischen „Gesten des Zeigens“ (frei nach Roswitha Muttenthaler, Regina Wonisch und Mieke Bal) diskutiert: Im Reflexionsprozess, was gesagt und gezeigt werden soll, kamen wir zum Schluss, dass es um mehr ging, als eine Ausstellung zu einem schwierigen Thema zu gestalten. Es geht vielmehr um das Motivieren des potentiellen Publikums, sich mit diesem Thema überhaupt auseinandersetzen zu wollen und einen Ort des Verstehens und Lernens zu schaffen.

Ausstellungserzählung

So entstand eine Ausstellungskonzeption, in deren Fokus genau jene Quellen stehen, die einen Blickwechsel erst ermöglichen: Die Krankenakten der psychiatrischen Institutionen in Hall, Pergine und der Klinik Innsbruck – die ältesten stammen aus dem Jahr 1830, die jüngsten etwa aus dem Jahr 1970.

Krankenakten sind das Aufschreibesystem der psychiatrischen Einrichtungen. Sie sind von und für Fachpersonal, von Ärzten für Ärzte zusammengestellte Dossiers, die die psychiatrische Praxis mit ihren unterschiedlichen Facetten, die Zwangsmethoden ebenso wie die therapeutischen Maßnahmen und die Aspekte der Fürsorge dokumentieren. Die Akten enthalten Gutachten und Untersuchungsberichte, Verlaufsprotokolle zur Behandlung und immer wieder auch biografische Fragmente der PatientInnen selbst. Fallweise finden sich Briefe, Tagebücher, Zeichnungen – Selbstzeugnisse, in denen Frauen und Männer über ihre Verwahrung, Behandlung, ihre Krankheit, über Hunger, Heimweh, Angst erzählen:

Bruno B. etwa, dessen Tagebuch von Rodolfo Taiani in der Schriftenreihe des Museo Storico publiziert wurde, war Patient der Anstalt Pergine in den 1970er Jahren mit der Diagnose „Epileptische Psychose“. Das Tagebuch zeigt eindrücklich, wie der Alltag von einem Patienten wahrgenommen wurde und welche Funktion auch das tägliche Schreiben darüber haben konnte.

Oder der Jagdgehilfe Josef B., aus Stankt Andrä bei Brixen, ab 1903 24 Jahre in Hall mit der Diagnose „Alcoholismus chronicus“ verwahrt, aus dessen zum größten Teil in nicht entzifferter Geheimschrift abgefassten Tagebüchern das Zitat für unseren Ausstellungstitel stammt – „Ich lasse mich nicht länger für einen Narren halten“.

Gemeinsam mit Objekten wie Anstalts-Tagesordnungen, Speiseplänen oder persönlichen Gegenständen der Betroffenen, eröffnet sich aus der Handlungsstruktur der Ausstellung ein neuer Erzählstrang, ein anderer Blick.

Die vom wissenschaftlichen Team ausgewerteten Krankenakten – z.B. Auszüge aus den Pflegeprotokollen, geben auch Einblick in die Sprache, mit der Menschen diagnostiziert, kategorisiert, bewertet, Behandlungen zugeführt wurden. Maria S., eine so genannte „Jenische“, wird 1942 mit der Diagnose „Erblicher Schwachsinn“ nicht nur psychiatriert sondern auch zwangssterilisiert. Die Sprache, mit der Maria S. beschrieben wird, ändert sich auch nach der NS-Zeit nicht, dieselben Wendungen, derselbe Wortlaut – und vor allem dieselbe Abwertung einer Frau wie Maria S. gegenüber, sind zu lesen.

Das Ziel, Menschen in das Zentrum der Ausstellung zu stellen, jedoch ohne Menschen „auszustellen“ oder schlimmer noch: sie als Patient und Patientin „auszustellen“, hatte selbstverständlich auch die Anonymisierung der Personen zur Folge.

Die Krankenakten

- bilden in der Ausstellung nun zum einen die Quellen, die seitens des wissenschaftlichen Projektteams inhaltlich und formal erforscht wurden.
- Sie stehen zum anderen auch als Objekte – als Exponate und somit „authentische Informationsträger mit Zeugnischarakter“ – im Mittelpunkt der Ausstellung.
- Aber vor allem werden aus diesen „Objekt-Quellen“ heraus 31 anonymisierte Geschichten von Psychiatriepatientinnen und -patienten neu erzählt. Sorgfältig als kleine, innerhalb der Ausstellung farbig hervortretende Büchlein in Leinen gebunden, sind sie jene Exponate, welche die Ausstellung und den zu erfahrenden Raum strukturieren und ihn für die Betrachterinnen und Betrachter inhaltlich erschließen. Vor allem sollen sie aber den intendierten Blickwechsel anleiten, zu dem das Publikum eingeladen wird: nämlich sich auf die Perspektive von Patientinnen und Patienten einzulassen.
- Zusätzlich sind einige der so genannten Egodokumente aus den Krankenakten vertont.

Auch die vielfältigen Beziehungsebenen zwischen Patientinnen und Patienten, Ärzten, Pflegepersonal, Angehörigen und Behörden werden sichtbar gemacht. Persönlichen Gegenständen der Betroffenen sind beispielsweise medizinische Zeitschriften, die vordergründig über Diagnose- und Behandlungsmethoden berichten und gleichzeitig subtil auch die Norm- und Wertesysteme in Bezug auf kranke Menschen in der Gesellschaft festschreiben, gegenübergestellt.

Der intendierte Blickwechsel spiegelt sich auch in der Struktur und räumlichen Gestaltung der Ausstellung wider. Eine (Be)Handlungsebene – und zwar nicht vordergründig im medizinisch therapeutischen Sinn und auch nicht bloß jene der Ärzte – bildet die Gliederung. Die acht Verben benennen Handlungen von und an Patientinnen und Patienten und rücken den Alltag der als psychisch krank diagnostizierten Menschen in den Vordergrund. Dabei war wichtig, die folgenden, in psychiatrischen Institutionen stattfindenden Handlungen, historisch zu kontextualisieren.

begutachten valutare

arbeiten lavorare

essen mangiare

behandeln curare
erziehen disciplinare

verwahren custodire
verschicken trasferire

töten uccidere

Die 31 Geschichten erzählen zu diesen 8 Themen aus 150 Jahren Psychatriegeschichte (und mühelos hätten alle dem Thema „verwahren“ zugeordnet werden können). Der zeitliche Bogen verkürzt sich nur beim Thema „töten“ – das vor allem die Zeit des Nationalsozialismus behandelt und beim Thema „verschicken“, das insbesondere die Südtiroler Option 1939/40 und deren weitreichenden Folgen zeigt. Der geografische Raum des historischen Tirol im Hinblick auf die faktischen Verbindungen zwischen Pergine / Stadlhof, Hall, der Klinik in Innsbruck und später Zwiefalten bzw. Schussenried war in fast allen Krankenakten Thema – im Verschickt-Werden, in Diskussionen um Zuständigkeiten, in unterschiedlichen Auffassungen zum Umgang mit Patientinnen und Patienten.

Die Ausstellungsszenografie, die räumliche Gestaltung unterstützt die Konzeption, das alltägliche „Handeln“ und Behandeln von Patientinnen und Patienten in den Vordergrund zu stellen. Sie unterstützt jedoch auch und vor allem das Ziel, einen Ort zu schaffen, an dem Auseinandersetzung möglich ist. Das Medium Buch bietet die nötige Intimität und Konzentration, die auch die Besucherinnen und Besucher brauchen, um sich den Lebensgeschichten zu nähern.

Bei der Planung einer Wanderausstellung, die in öffentlich zugänglichen, meist nicht verschließbaren und nicht mit Wachpersonal ausgestatteten Orten mit jeweils unterschiedlichen Raumsituationen und Größen gezeigt wird, sind andere Voraussetzungen zu berücksichtigen, als bei der Planung einer einmaligen Ausstellung an einem fixen Ort. Jenseits praktischer Gesichtspunkte (flexibel, transportabel, robust und zerlegbar), sollte sich die Ausstellung szenografisch in die gegebenen Räume integrieren und sich in den jeweiligen Orten gleichzeitig „behaupten“, oder anders ausgedrückt einen eigenen „Raum“ im Raum bilden, in denen sich die Besucherinnen und Besucher auf die Ausstellung einlassen können.

Gedenkstätten oder Museen betreten die Besucherinnen und Besucher mit einer gewissen Erwartungshaltung an den Ort, an den Raum. Diese Ausstellung wird jedoch in Foyers von Krankenhäusern und Universitäten, in Verwaltungsgebäuden, in zu Kunstgalerien umfunktionierten Privathäusern, in historischen Ausstellungsräumlichkeiten, an befahrenen Umgehungsstraßen, gegenüber von Baumärkten etc. gezeigt.

Das Fehlen emotional aufgeladener Räume (wie in einem Museum oder an einem Gedenkort) und umgekehrt oft die ungeheure Präsenz der die Ausstellung umgebenden Orte (Landeck) erfordert, dass durch die Ausstellungsszenografie die Besucherinnen und Besucher sinnlich in das Thema hineingezogen werden und der Zugang zur Ausstellung erleichtert wird.

Für jedes Thema wurde ein Möbel entwickelt, das die Besucherinnen und Besucher gleichsam körperlich in das jeweilige Ausstellungsthema integriert. Es sind abstrahierte Interpretationen, Inszenierungen und Zuspitzungen auf einen bestimmten Aspekt.

Sie laden ein, sich im wahrsten Sinne des Wortes „in eine Situation“ zu versetzen, sich auf ein Thema einzulassen und die Leitobjekte, jene 31 rekonstruierten Lebens- und Krankengeschichten in Form der gebundenen Bücher, zu lesen.

Zum „Begutachten“ stehen die Ausstellungsbesucherinnen und -besucher am ärztlichen Stehpult neben den Regalen mit ausgewählten historischen und rezenten diagnostischen Lehrbüchern und Manualen.

Am Schreibtisch sehen die Besucherinnen und Besucher ein originales Bündel von Krankenakten aus dem Archiv in Hall. Verschiedenen Selbstbeschreibungen von Patientinnen und Patienten sind Selbstdarstellungen der Institutionen im Laufe der Jahre, wie Jahresberichten, gegenübergestellt.

Eine Werkbank verweist auf das vielschichtige Thema „arbeiten“ als „Beschäftigung“, als Therapie, in Form von Ausbeutung und / oder Aufgabengebiet. Neben der Arbeit kommt der Unterhaltung und Zerstreuung der Patientinnen und Patienten zudem eine wichtige Funktion zu. Musizieren, Lesen, Theateraufführungen und Festveranstaltungen sollen die Heilung fördern und den Anstaltsalltag erleichtern.

Das Thema „essen“ ist mit dem subtilen Hinweis versehen, am gedeckten Tisch statt Messer und Gabel „nur Löffel“ vorzufinden. Mit Originalesgeschirr, Speiseplänen und Beschwerdebriefen werden hier Aspekte des „Anstalts-Alltags“ gezeigt.

Die Badewanne bei „behandeln“ erschließt sich, wenn anhand der Geschichten und Abbildungen von der in der Psychiatrie angewandten Bädertherapie berichtet wird, in der die Patientinnen und Patienten bis in die 1940er Jahre stundenlange Bäder erhielten. Gleichzeitig stimmt das gezeigte Elektroschockgerät nachdenklich über die fließenden Grenzen zwischen Behandlung und Disziplinierung.

Das häufig mit psychiatrischem Gewahrsam assoziierte Bild des Gitterbettes thematisiert das „Verwahren“. Der in der Ausstellung gezeigte Schlüsselbund eines Pflegers steht als Symbol der Macht, die Freiheit von Patientinnen und Patienten einzuschränken.

Einzig beim Thema „töten“ findet eine räumliche Interpretation ausschließlich durch den Farbwechsel ihren Ausdruck. Aus Hartheim bei Linz, eine der sechs Tötungsanstalten, in der auch Patientinnen und Patienten aus dem damaligen Gau Tirol-Vorarlberg ermordet wurden, stammen die ausgestellten Objekte. Sie wurden bei Ausgrabungen 2001/02 geborgen.

Im Thema „erziehen“ sehen sich die Betrachterinnen und Betrachter unvermittelt einer Zwangsjacke gegenüber. Die Erziehungsfunktion der Anstalten wirkt jedoch nicht nur nach innen, sondern auch nach außen, gleichsam als Warnung an die „Gesunden“ – ich erinnere an die eingangs formulierten Drohungen: „Hall einfach“ oder „So kommst du nach Pergine“!

Das Zugabteil beim Thema „verschicken“ bildet einen aussagekräftigen Rahmen für die Geschichten der Südtiroler Option 1939/1940 und des Verschickt-Werdens. Fotografien vom Mai 1940 zeigen die Verlegung deutschsprachiger Patientinnen und Patienten aus Pergine in die Psychiatrie Zwiefalten. Der Metallschrank aus Hall steht für das „Verlassen“ und „Vergessen-Werden“ – er enthält vergessene oder nicht mehr abgeholte Gegenstände ehemaliger Patientinnen und Patienten.

Und überall treten die petrolfarbigen Büchlein als Leitobjekte an, sich in die Ausstellungssituationen zu begeben.

Zur Rezeption, zum Verstehen und Lernen

Die Wanderung der Ausstellung bedingt, dass nicht an allen Orten (7 Orte bisher, 3 weitere sind geplant) spezielle Vermittlungsprogramme zusätzlich angeboten werden. Ein direkter Kontakt zu den Besucherinnen und Besuchern ist nur begrenzt möglich – etwa über Führungen, Workshops und begleitende Vorträge. Dennoch möchte ich gern anhand der Rückmeldungen und Beobachtungen, die wir erhalten haben, folgende Gedanken anschließen:

Die wissenschaftliche Basis der Ausstellung war bei vielen Besucherinnen und Besuchern ausschlaggebend, den Blickwechsel zuzulassen – interessanterweise scheint dieser Tatsache folgend, bekannten medizinhistorischen Darstellungen auf den ersten Blick mehr Wissenschaftlichkeit attestiert zu werden, als „mikrogeschichtlichen“ Zugängen.

Die historische Kontextualisierung des Themas „töten“ im gleichnamigen Ausstellungsbereich zur NS-Euthanasie wird teilweise vom Publikum bewusst rezipiert. Es war gerade hinsichtlich dieses Themas ein besonderes Anliegen, den historischen Kontext zu erklären. Die aktuelle wissenschaftliche Tendenz „behandeln – verwahren – und töten“ in Beziehung zu setzen, führte in der Konzeption der Ausstellung dazu, sich mit den vielschichtigen, eben nicht plötzlich auftauchenden Ideologien zu „unwerten“ Leben auseinander zu setzen und versucht zu verhindern, dass die fatale Zuspitzung im Nationalsozialismus nicht als unerklärlicher Sonderweg beiseite geschoben werden kann.

Zwischen Nord- und Südtirol scheint es einen großen Unterschied hinsichtlich des Interesses an diesem Thema zu geben, der nicht ausschließlich der guten Bewerbung und Vermittlung der Ausstellung geschuldet war. Der BesucherInnen-Andrang in Bozen führte dazu, dass Südtiroler Schulklassen sogar nach Innsbruck kamen, um die Ausstellung zu sehen. Es wäre interessant, die Gründe dafür zu recherchieren (gibt es andere historische Tradition – Basaglia? Andere Bildungsrahmenpläne im Unterricht?)

Neben den persönlichen und emotionalen Rückmeldungen gibt es auch viele Besucherinnen und Besucher, die im Zuge der Ausstellung zu Recherchen über die eigene Familiengeschichte zu Oliver Seifert ins Archiv nach Hall kommen. (Eine ganz besondere Rezeption der Ausstellung findet Eingang in das neueste Buch der österreichischen Literatin Annemarie Regensburger, in dem sie ihre eigene Familiengeschichte und zugleich ihre Wahrnehmung der Ausstellung erzählt.) Schließlich konnten wir die Notwendigkeit eines nachträglichen Drucks des Begleitbandes zur Ausstellung damit begründen, dass die Nachfrage nach den „Geschichten“ sehr groß war.

Meine eingangs angestellte Überlegung, ob der Perspektivenwechsel dazu führen kann, auch jenseits aller Betroffenheit eine Verbindung zum Heute zu schaffen – also eine Auseinandersetzung mit der Gegenwart zu forcieren, kann nicht beantwortet werden. Dass Aufarbeiten, Sichtbarmachen und Kontextualisieren aber dafür Voraussetzung sind, zeigen die Rückmeldungen, die uns Besucherinnen und Besucher bezüglich ihrer Rezeption der Ausstellung mitgeteilt haben.